



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem jungen Frontoffizier: Altes und neues Heer : XIII.
Reichsmarinewerden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bücherbesitz des Hohenzollernhauses sind. Die Leichtfertigkeit, mit der er sein Urteil abgegeben hat, müßte die Leser seines Buches auch im Hinblick auf die Bewertung des übrigen Inhalts bedenklich machen. Es ist nicht meine Aufgabe, es in allen Teilen nachzuprüfen. Hier aber handelte es sich nicht nur um die Hohenzollern, sondern ich sprach auch in eigener Sache, in der wohl zu verstehenden Abwehr der Annahme des Herrn Heinig, meine Lebensarbeit habe einem „Bücherfriedhof“ gegolten.



Altes und neues Heer

Von einem jungen Frontoffizier

XIII. Reichsmarinewerden

I.



Das deutsche Volk ist seiner Geschichte nach ein Kontinentalvolk. Damit ist die Ahnungslosigkeit seiner Führer und der Masse, seiner Politiker und seiner Militärs, seiner Intellektuellen und seiner Handarbeiter von den Kräften, die in einer Handels- oder Kriegsmarine wirken, von der Psyche des Seemanns überhaupt, des Kriegsmarinesoldaten im besonderen — begründet. Der Wille, sich entsprechend dem Wachsen des deutschen Welthandels nach 1870 eine schützende Seemacht zu schaffen — dieser Wille allein genügte nicht, die Kriegsmarine im Bewußtsein des Deutschen zu verankern. Sie ist der Mehrzahl des Volkes ein Fremdkörper; ihre Notwendigkeit und noch mehr ihre innere Struktur wird höchstens instinktiv und oberflächlich erfasst. Es fehlt dem deutschen Marinegedanken die Tradition des englischen; dem deutschen Volk die Kenntnis der Marinepsychose.

Marinepsychose

Das Leben des Seemanns — das innere und äußere Erleben — ist unendlich wechselreich. Das allein würde ihn nicht zum Typ eines Menschen machen, in dem die größten Gegensätze wie brüllende, sich überschlagende Wellen wogen, eine jede von elementarer Wucht aus der Tiefe des Menschen aufbrodelnd. Es sind die wahn sinnigen Kontraste, die bereits von frühester Jugend an auf den jungen Seemann einbrechen. Der Beruf bringt Stunden langen Nichtstuns und unerhörter Arbeit, Stunden sich jagender Taten und verzweifelter Langeweile, Stunden, die alle Kräfte zu höchster Entfaltung peitschen und Stunden unendlichen Stumpfsinns. Persönlichkeit, Verantwortungsgefühl, Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit entwickelt dieser Beruf unnatürlich schnell. Die Enge des Bordlebens

drückt unbewußt und langsam nervenzermürend auf den Geist des Seemanns dessen Tollheiten und Absonderheiten zu allen Zeiten berühmt waren und einem, gefesselten, im Augenblick freigewordenen Latendrang entsprangen. Nirgends hat der Schrei: Freiheit! tiefere Berechtigung. Die Zeit des Zergrübelns und der Besinnlichkeit auf langer Seefahrt, des zügellosen Austobens des Geistes und des Körpers bei der Rückkehr in den Hafen schaffen einen Menschenschlag von ungewöhnlichem Ausmaß, der nicht zu bändigen ist, wenn er einmal von feiner Selbhargie zur Tat schreitet, die seinen überspannten Nerven Befreiung bringen soll.

Von entscheidendem Einfluß auf den chaotischen Typ des Seemanns ist das ungelöste Sexualproblem. Die hier durch seinen Beruf entstehende immerwährende Enttäuschung, Untreue, Unfähigkeit und Notwendigkeit nach dem raschen Genuß zu jagen — da ihm sein Leben und sein Charakter den dauernden versagen —, tragen neben den beruflichen Gründen dazu bei, diesen außergewöhnlichen Typ zu schaffen: Einen ernststen Narren, einen leichtlebigen Grübler, einen ausgelassen-lustigen Melancholiker, einen abergläubigen Atheisten, einen einsamen Jordanmenschen, einen kindlich-Weichen und Syniker zugleich, einen Energisch-Willenslosen, einen tief im Materiellen verstrickten Idealisten, einen Skrupellosen und Spötter, der nie die Sehnsucht verlernt, einen Menschen, der unterm Lannenbaum tief ergriffen betet und der Heimat denkt und eine Stunde später sinnlos betrunken, das Heiligste fluchend, in der finsternen Hafengasse verschwindet. Der über Poesie lacht und doch verträumt in einsamer Nacht auf die mondsilberglänzende See schaut. Ein Chaos von Eigenschaften, die stets nach der radikalen Seite ausschlagen — Größe und Schwäche zugleich —, aber immer ursprünglich. Tausend Seelen in einer Brust, und doch keine geheuchelt. Das ist der Seemann.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern stellt er den Abenteurer, den kühnen Entdecker und Seeräuber, den Meuterer und Revolutionär, den mutigsten, draufgängerischsten, zähesten Soldaten und die aktivsten Führernaturen.

Die deutsche Marinemeuterei vom 9. November wäre ohne jene Marinepsychose nicht möglich gewesen. Die Taten eines Admiral Koltschak, eines Admiral Gorty, eines Ehrhardt: sie entsprangen der Marinepsychose, und die Gestalt des Pazifisten Pasche ebenso wie die Ermordung Erzbergers ist ohne sie nicht möglich.

Die Marinepsychose wird sich niemals ändern. Wir Deutschen müssen sie zu verstehen suchen, damit wir den Seemannstyp richtig nutzen; können doch selbst die Führer der deutschen Marine das kaum. Ihnen geht es ja nicht anders als dem deutschen Volk: es mangelt die Erfahrung; wir haben keine Marinetradition.

Marinetradition

Die um 1900 aus dem Boden gestampfte deutsche Marine hatte weder die Tradition der englischen, noch die der deutschen Armee. Dieser Mangel erstreckt sich auf die Unkenntnis der Marinepsychose, auf das Strohfeuer des Marinegedankens im deutschen Volk, auf die junge Marinepolitik, auf die unschlüssige, England nachhinkende Kriegsschiffbautechnik, die Überorganisation, den ungleichmäßig gehandhabten Dienst und vor allem auf das Marineoffizierkorps und die Marinemannschaft. Das Parvenuehafte in der Marine war nur der Abglanz

des parvenuehaften Deutschlands um 1900. Der Mangel an Tradition auf allen diesen Gebieten bereitete zusammen mit der Marinepsychose am 9. November den Nährboden für die Meuterei, die alles Gute der geringen Tradition der Kaiserlichen Marine vernichtete: einen erfahrenen Personalstamm, ein arbeitsfreudiges Offizierkorps und einen opferfreudigen Teil jungen Berufssoldatentums, der aus Liebe zur See zur Kriegsmarine gegangen war. Die Meuterei übergibt dagegen der Reichsmarine die als Folge mangelhafter Tradition und Erfahrung entstandenen Fehler der alten Marine: ein überhastetes Arbeiten, ein uneinheitliches Offizierkorps eigenartigster Struktur, einen Deckoffizierstand, der immer Sonderziele verfolgt, eine überzentralisierte Personalwirtschaft und unstete Organisationswut.

Nachwirkung der alten Marine

Der Marineoffizier als ein, wenn auch infolge seiner Intellektualität abgeschwächter Typ des unter Marinepsychose geschilderten Seemanns wirkt auf den Aufbau einer Marine immer hindernd. Durch seinen Beruf zu eigenwillig selbständig geworden, denkt er zu viel, kritisiert zu viel: kurz, macht die Festigung einer militärischen Organisation viel schwieriger als der Armeeeffizientyp, über den er als Einzelpersonlichkeit — wenigstens in den niederen und mittleren Dienstgraden — intellektuell dank seines wechselreichen Berufes bedeutend höher steht. Das Ideal für die militärische Organisation ist aber nicht der Marineoffizier, sondern der Armeeeffizientyp; denn das ungefähr gleiche Niveau eines Offizierkorps, in welchem Einzelpersonlichkeiten nicht hervortreten, gibt jene Starrheit, aus der die Wucht der deutschen Armee im August 1914 entstand. Der Marineoffizier kommt viel früher als der Armeeeffizient auf verantwortungsvollen Posten und lernt das Herrmentum — wir denken nicht an das des Monokels — in seiner ganzen Schwere und Größe, seinem Ernst und berechtigtem Stolz, und in seiner Gefährlichkeit, Auswüchse zu bilden, früher kennen als der Armeeeffizient. Ohne das Herrengefühl des Kapitäns, der in Schiffsnot mit seinen Entschlüssen die Verantwortung um Hunderte von Menschenleben trägt: keine Schiffsführung. Der Führer des Kriegsschiffes war der Seeoffizier, und sein Charakter brachte ihn von Jahr zu Jahr mehr in Gegensatz zu den übrigen Marineoffizierskategorien, den Ingenieuren usw., welche die notwendige monarchische Schiffsführung berannten. Der hinzutretende „gesellschaftliche“ Unterschied hat niemals ein einheitliches Marineoffizierkorps geschaffen, was sich auch am 9. November als bedauerlich und von schwerem Schaden gezeigt hat. Das Herrmentum des Seeoffiziers schuf ihm viele Feinde, denn die große Masse kannte nicht seinen Ursprung.

Dem gleichen Grunde entsprang auch das schlechte Verhältnis zwischen Offizier und Deckoffizier, das ebenfalls die Marinemeuterei begünstigt hat. Der Deckoffizier, ergraut im Dienst, oft über 25 Jahre dienend und in keiner Weise mit dem Armeefeldwebel zu vergleichen, war während seiner Dienstzeit vor allem Material-Kenner, -Verwalter oder -Lehrer, hatte sich infolgedessen niemals zur Führernatur entwickelt, war in seiner Mehrheit vertrottelt, ohne Elastizität, Energie, Weitblick, Initiative, Verantwortungsfreude und vor allem ohne eigene Ideen. Er wollte kampfhaft mehr sein, als er konnte, wollte den Offizier ersetzen. Er sah sich zurückgedrängt und schob die Schuld nicht den Verhältnissen, sondern den Offizieren zu. Der Ton der jungen Offiziere gegenüber den Deckoffizieren war

oft überheblich. Aus alledem entstand Schritt für Schritt jene Feindschaft zwischen Offizier und Deckoffizier, die auch das ganze Reichsmarinewerden beeinflusst; denn der Deckoffizier ist in seiner großen Mehrzahl der Geßer gegen den Offizier. Daß der Deckoffizier sachlich im Unrecht ist, zeigt das geschichtliche Beispiel der französischen Marine, die nach der großen Revolution die monarchistischen Offiziere beseitigte, und eine Deckoffiziersmarine schuf, deren Geist so schlecht und ohne jede Initiative war, daß Napoleon I., trotzdem Material und Geld vorhanden waren, keine England ebenbürtige Flotte schaffen konnte.

Als weiteres Erbteil der alten Marine und der traditionslosen Organisation ist das nervöse und hastige Arbeiten in der Marine anzusehen. Als Tirpitz eine Flotte aus dem Boden stampfen mußte — Tirpitz ist nur der Typ, den ein aufsteigendes Deutschland schuf — war das nicht anders möglich als durch höchste Beanspruchung aller Kräfte. Diese Überanstrengung hat die Nerven der Marineoffiziere und übrigen Berufs Soldaten so mitgenommen, daß sie wohl einen zweijährigen wechselreichen Krieg, aber nicht einen vierjährigen monotonen durchhalten konnten und den Boden für die Marinemeuterei bereitet. Das unruhige Arbeiten steht ganz im Gegensatz zur Armee, wo systematische, stete Arbeit jahrhundertlang gezüchtet wurde und schuf eine Organisationsmanie, aus der sich die Marine auch heute noch nicht befreit hat.

Die bei der Marine notwendige Zentralpersonalwirtschaft, d. h., daß von einem Sammelbecken die Mannschaften für die verschiedenen Schiffe, Küstenbefestigungen, Landmarineteile und Speziallaufbahnen verteilt werden und die dadurch erforderliche Anhäufung großer Menschenmassen in Wilhelmshaven und Kiel, die Schaffung von Riesenetappen, hat ebenfalls erst die Meuterei ermöglicht. Man hat — befangen in seiner Organisationsmanie — aus diesen Erfahrungen wenig gelernt und keine Mittel und Wege gefunden, die Zentralpersonalwirtschaft der kleinen Reichsmarine anders zu organisieren.

II.

Das Reichsmarinewerden ist nur unter dem Gesichtspunkt der Marinepsychose, der mangelnden Marinetradition und der Nachwirkung der alten Marine zu verstehen.

Marineentwicklung in der Revolutionszeit

Der Feindbund fordert das Minensuchen. Die Republik wirbt unter Versprechung maßlos hoher Löhne Freiwillige für den gefährlichen Dienst. Das übelste Gelichter aus den deutschen Hafenstädten findet sich ein und wird bis zum Sommer 1920 (nach dem Kapp-Putsch) der Mühlstein, den die junge Marine mitschleppen muß, der eine Gesundung unmöglich werden läßt. Zum energischen Umbau und Abbau findet sich die Marineleitung nicht bereit, weil sie die Schwierigkeiten der Front nicht gelten lassen will. Die Unterführung allein ist dazu nicht fähig, denn auch von den Offizieren haben sich nicht die Besten zu diesem Dienst und zu diesen Leuten gemeldet, sondern die, — aktive wie Reserveoffiziere —, denen es hauptsächlich auf das Geld ankam.

In Wilhelmshaven und Kiel geht die Abwicklung der Kaiserlichen Marine so langsam wie möglich vor sich, um den Matrosenräten und anderen Nutznießern

der Revolution sowie den Angehörigen der Abwicklungsstellen die Pfünden nicht zu rauben.

Marineoffiziere übernehmen die Überführung der deutschen Flotte nach Scapa Flow; in der Hoffnung, daß sie und nicht die Matrosenräte, denen jedes Verständnis für die Ehre einer Flotte im Augenblick versiegt ist, über das Ende der Flotte bestimmen werden. Die Versenkung von Scapa Flow ist ihr Werk und das weniger Mannschaften, während die große Masse im Laufe der Zeit sich immerhin schon soweit entwickelt hatte, daß sie sich nicht mehr sträubte, sondern sich duldsam verhielt.

Seit Scapa Flow gibt es eine Reichsmarine.

Marine als Armee

Als im Januar 1919 die Kommunisten die Regierung Ebert berannten, eilt ihr die Kieler Eisener Brigade, aktive Berufssoldaten der Marine, meist Deckoffiziere und Unteroffiziere, zu Hilfe. Während der nächsten zwei Jahre sind alle nicht revolutionären Kräfte der Marine, Offiziere wie Unteroffiziere und Mannschaften bei den Freikorps zu finden, und jeder holt sich auf seinem Posten Ehre und Achtung für die Marine wieder; denn die Energie, die leichte Anpassungsfähigkeit, die vielseitige Verwendungsmöglichkeit und das Draufgängertum werden geschätzt.

Es entstehen die Marinebrigaden Ehrhardt und Loewenfeld, die bald als militärisch hervorragendste Truppen bekannt sind. Sie enthalten starke Offizierskontingente. Der Grund ihres Entstehens ist letzten Endes die Notwendigkeit, ein Gegenstück zu der Abwicklungsmarine in Kiel und Wilhelmshaven zu schaffen, aus der die Reichsmarine niemals hervorgehen konnte, wenn sie nicht von vornherein eine tote Geburt sein sollte. Es wäre marinepolitisch dringend notwendig gewesen, nach der ersten Festigung der Marinebrigaden, diese an die Küste zurückzuziehen und mit ihnen die Marine aufzubauen. Aber Regierung und Armeeführung ließen die Brigaden nicht los, so daß sie bis zum März 1920 (Kapp - Putsch) für den Aufbau der Marine ausfielen, der dadurch nicht vorwärts kam, und hinter dem der Reichswehr sehr zurückblieb.

Das Drängen der Marine, Landformationen aufzustellen, war verständlich; denn Schiffe zu besetzen gab es im Augenblick nicht und der Neuaufbau der Disziplin gelang an Land schneller als an Bord.

Als Ersatz für die bei der Armee stehenden Marinebrigaden gründet man im Frühsommer 1919 Küstenwehrrabteilungen und damit eine Armeemarine. Da die Marinebrigade über genug Armeeeoffiziere und -Unteroffiziere verfügte, konnte sie ohne Schaden für ihre Kampffähigkeit und ihre Manneszucht Matrosen im Landdienst verwenden, während die Küstenwehrrabteilungen aus Mangel an Armeepersonal das ganze erste Jahr hindurch militärisch nichts taugten und disziplinar auch nicht, weil den Vorgesetzten die notwendigen Erfahrungen mangelten, um jederzeit Autorität zu sein.

Marinekappzeit

Der Kapp-Putsch sieht die Marine als ein langsam sich festigendes Gebilde, wo jedoch der leiseste Anstoß genügt, um es zu zerstören. Das geschieht dann auch gründlich. Es wiederholen sich auch äußerlich die Vorgänge des 9. November. Der Kapp-Putsch bringt aber der Marine die Lösung der Frage,

ob die revolutionsverdorbene von der alten Marine übernommene Mannschaft die Reichsmarine aufbauen soll oder die Marinebrigaden.

Nach dem Rapp-putsch muß die Marine neu aufgebaut werden. Es gelingt der Abbau des völlig revolutionären Minensuchpersonales und die Aufnahme von Mannschaften der Marinebrigaden. Die Hauptschwierigkeit liegt jedoch darin, überhaupt noch Offiziere für die Marine zu gewinnen, denen, nachdem sie ein zweites Mal gefangen gefessen hatten, ihr Beruf und die Marineidee gründlich verleidet ist, und die vor allem einen Aufbau auf der Grundlage des völlig unbrauchbaren Menschenmaterials in Kiel und Wilhelmshaven für eine sinnlose Arbeit halten. Daß es gelingen würde, die Brigaden aufzunehmen und das Minensuchpersonal abzustosen, das war damals noch nicht klar. So entspinnt sich ein erbitterter Kampf im Offizierkorps zwischen denen, welche die Entwicklung der Reichsmarine für hoffnungslos ansehen und denen, die selbst nach Kränkung der persönlichen Ehre und bei geringen Erfolgsaussichten das Wackhalten des Marinegedankens an sich über das Persönliche und den Erfolg stellen und bleiben wollen. Das Halten des Marinegedankens, dessen Vorkämpfer der Marineoffizier natürlicherweise ist, scheint um so notwendiger, als die Armee hinter den Kulissen versucht, die günstige Gelegenheit zu benutzen, die Marine in Deutschland zu erlebigen und die von der Entente zugebilligten 15 000 Mann für sich zu verwenden. Ferner tritt die Gefahr auf, daß sich ein Reichswehrminister finden würde, der eine Deckoffiziermarine schafft, so daß — nachdem der Gedanke einer Segelschiffsmarine als für die Zwecke einer Schulmarine nicht ausreichend — fallen gelassen wurde, sich schließlich doch die Mehrzahl der Marineoffiziere zur Wiederaufnahme des Dienstes bereit findet, den sie anlässlich der ungeklärten Vorfälle des Rapp-putsches niedergelegt hatten oder dessen sie enthoben worden waren, weil sie sich am Rapp-putsch beteiligt hatten, aus dem instinktiven Gefühle heraus: die Marinemeuterei wieder gutzumachen.

Marineetat und Marinepolitik

Nach Lösung der Rappmarinekrise bricht ein neuer Konflikt im Offizierkorps aus. Zwischen denen, die glauben, daß die Idee der Landmarine im Interesse des Wiedererweckens der Disziplin weiter zu verfolgen sei und zwischen denen, die meinen, an Bord ebenfalls bald wieder Manneszucht erzielen zu können.

Ohne Zweifel ist an Bord — und das ist mit einer der Gründe, der ebenfalls die Meuterei ermöglichte — die Disziplin schwerer herzustellen als bei einer Landtruppe. Führer und Unterführer wechseln oft stündlich, so daß keine einheitliche gerechte, gleichmäßige Behandlung der Soldaten möglich ist. Der durch die Verhältnisse bedingte, zeitweilig überstarke Dienst, andererseits der tagelange Arbeitsdienst schaffen in ihrer Ungleichmäßigkeit eine ewige Unruhe. Der viele Wachdienst prägt das Wort vom „dösenden Seemann“ und raubt Schwung und Frische. Das enge Beieinanderhocken schafft eine drückende, lähmende, nervöse, ideenarme, mit Zanf und Streit geschwängerte Atmosphäre. Das Schiffsdeck legt sich unbewußt und uneingestanden wie ein stählerner Panzer über das Gehirn: die Bordkrankheit. Infolge der ethischen Stärke des Kaisertums und der allgemeinen Wehrpflicht, sowie der kurzen Dienstzeit gelang es

im Frieden dem Kriegsschiffsoldaten, die Bordkrankheit zu überwinden. Erst gegen Kriegsende trat die Nervenkatastrophe ein. Das schlimmste aber ist, daß auch der Führer von der Bordkrankheit nicht verschont bleibt, dessen Wachdienst (in vier Tagen 25 Stunden an Deck!) dazu beiträgt, jene Frische zu rauben, die als Gegenpol zur Verstumpfung der Mannschaft doppelt notwendig ist. Dieser Wachdienst, den anders zu organisieren in der Marine seit jeher niemand den Mut fand, ist schuld, daß der höhere Marineoffizier früh verbraucht ist und den Stabs- und Flaggoffizieren der Marine Energie und Frische mangelt. Beweis: der 9. November. Nichtsdestoweniger siegen die Anhänger des Gedankens, daß die Marine sofort wieder zur See fahren müsse; allerdings unterstützt durch äußere Einflüsse. Der Marineetat soll vom ersten deutschen Reichstag der Republik genehmigt werden. Deshalb stellt man Schiffe in Dienst, um die Volksvertreter, die unmöglich die Marinepsychie verstehen können, von der Notwendigkeit der Marine in der herkömmlichen Weise zu überzeugen. Eine Denkschrift aus dieser Zeit zeigt, welche kleinliche Marinepolitik für die Volksvertreter zurecht geschneidert wird. Der wichtigste Punkt, die Bündnisfähigkeit der kleinen Reichsmarine, wird als letzter erwähnt, weil das deutsche Volk für Außenpolitik dank seines inneren Haders kein Verständnis hat.

Als Marineziele werden angeführt: Minensuchen, Sicherung der staatlichen Ruhe und Ordnung im Küstengebiet. Überwachung der längs unserer Küste liegenden Hoheitsgewässer. Verhinderung des Aufkommens von Seeräuberwesen vor der eigenen Küste. Verteidigung unserer Küste gegen Annexionsgelüste und Flotten benachbarter kleinerer Staaten. Sicherung der Seewege vor unserer Küste, insbesondere unserer Verbindung mit Ostpreußen. Sicherung gegen Blockade der kleinen Ostseestaaten. Besuch überseeischer Länder. Kulturaufgaben. Bündnisfähigkeit.

Ehrhardtgeist und Demokratisierung

Das Jahr nach dem Kapp-Putsch bedeutet die Vereinigung des Marinebrigadengeistes mit dem Geist der Marine in Kiel und Wilhelmshaven, d. h. die Demokratisierung der Brigaden. Im Frühsommer 1921 finden die letzten größeren Äußerungen stark nationaler und freikorpsartiger Gesinnung der übernommenen Brigadetruppenteile statt, die sich gegen ihre langsame Unterdrückung noch einmal aufbäumen. Gleichzeitig geht die seit dem Kapp-Putsch latente Marineoffizierskrise fort, derart, daß monarchistische und politisch stark rechts gerichtete Offiziere freiwillig oder gezwungen abgehen. Immerhin bringt das Jahr 1921 soviel Beruhigung in die Marine, daß sich die hohe Führung weniger um Kleinigkeiten zu kümmern braucht, sondern endlich dazu kommt, der Frage einer Marinepolitik näher zu treten. Sich endgültig festzulegen ist erst dann möglich, wenn eine klare Außenpolitik des Reiches für lange Dauer feststeht. Man muß den Mut haben, das Wort Marinepolitik auszusprechen und ihm den offensiven Klang zu nehmen. Für eine Landmacht ist ein Marschplan leichter aufzustellen als für eine Marine, die mit ihren vielen beweglichen und festliegenden Waffen (Küstenbefestigungen) einen verhältnismäßig starren Plan haben muß. Bei einem Landheer ist die Idee auch dem einfachsten Soldaten klar erkennbar, nicht aber bei der Marine.

III.

Marinezukunft

Die Marinepolitik des neuen Deutschland wird vom Bündnisgedanken bestimmt. Au Marineprogramme, Baupläne ist aus politischen und materiellen Gründen für Jahrzehnte nicht zu denken.

Die Hauptbasis der kaiserlichen Marine war die Nordsee. Die Zeit der Abwehrfront gegen England ist vorbei. Ganz abgesehen davon, daß wir tatsächlich nur fähig sind, die Ostsee zu verteidigen und unsere Nordseeküste nur durch unsere Küstenbefestigungen unter Flottenhilfe eines anderen Staates verteidigen können.

Ein russisch-deutsches oder englisch-deutsches Zusammengehen würde für die Reichsmarine die Abriegelung des Belts als Aufgabe vorsehen.

Der Marinepolitik entsprechend muß die materielle Einzelgestaltung der Reichsmarine erfolgen — in Rahmen der Ententebestimmungen — und die waffentechnische Ausbildung, d. h. vor allen Dingen im Minensuch- und Küstenbefestigungsdienst. Dazu als Waffenschule und Unterstützung der Küstenbefestigung: Minenschiffe, Kreuzer und Torpedoboote.

Vor den materiellen und militärischen Aufbau aber geht der geistige, der darauf hinauslaufen muß, Volk und Marine zu einer Einheit zu schmieden und den aus dem Bürgerkrieg 1919 stammenden Gegensatz zu überbrücken.

Die Reichsmarine muß eine Traditionsmarine sein, um den Marinegedanken überhaupt wachzuhalten. Der Deutsche muß wissen, daß er eine Marine hat, die Propaganda darf nicht auf dem toten Punkt angelangen wie jetzt. Die Reichsmarine muß eine Traditionsmarine sein, um die Parvenueerscheinungen ihres inneren Aufbaues zu überwinden.

Die Reichsmarine muß eine Schulmarine sein, um die Erfahrungen der alten Marine nicht in den Akten verstauben zu lassen. Sie muß eine Schulmarine sein und 15 000 Führer erziehen.



Gedanken über Schulreform

Von Herbert Padel



In unserem Schulwesen ist etwas nicht in Ordnung. Schilderungen von den Verhältnissen an unseren Schulen, wie sie Thomas Mann in seinen Buddenbrooks oder noch stärker Frank Wedekind in „Frühlings Erwachen“ gibt, sind Übertreibungen oder verallgemeinern besonders schlimme Zustände. Ich will auch nicht sagen, daß die Kinder zu viel arbeiten müßten. In diesem Punkt ist schon vieles besser geworden. Und auch davon will ich nicht reden, daß es doch eigentlich merkwürdig ist, daß wir unsere Jugend zwingen, das Leben eines Büchergelehrten zu